

„Geh los! Weg aus deinem Land, aus deiner Verwandtschaft, aus deinem Elternhaus!“

Liebe Geschwister!

„Geh weg aus deinem Land!“

Jahrelang konnte in fast allen Zeitungen von den „Dönermorden“ geschrieben werden, ohne dass die Reduzierung von Mordopfern auf ein Imbissgericht Anstoß erregt hätte. Erst seit klar geworden ist, dass hinter den Morden rechtsextreme Terrorist*innen stehen, wurde das Wort zum „Unwort“.

In meinem Land ist Rassismus normal. Normalität. Alltag.

*„Im Advent 2010 fährt ein 25-Jähriger mit dem Regionalexpress von Kassel nach Frankfurt. Der junge Mann ist schwarzer Deutscher, in einem Dorf in Südhessen aufgewachsen. Und deswegen wollen Bundespolizist*innen, die im Zug auf Streife sind, seinen Ausweis sehen – wieder einmal. „Ich wurde vorher schon etliche Male kontrolliert“, sagt der Student. „Für mich ist das struktureller Rassismus.“ Er will den Grund für die Kontrolle wissen, doch den nennen ihm die Beamt*innen nicht. Erst viel später, vor Gericht, wird einer von ihnen freimütig zugeben: Es war die Hautfarbe.*

*Der 25-Jährige jedenfalls bleibt stur und zeigt seinen Personalausweis nicht. Es kommt zu Wortgefechten, bis ihn die Polizist*innen zwingen, in Treysa auszusteigen.*

*„Ich wurde wie ein Stück Vieh aus dem Zug geschubst.“ Draußen gehen die Demütigungen weiter: Der Mann wird von den Beamt*innen geduzt, sein Handy geht zu Bruch, und er wird gefragt, ob er die zwei Tafeln Schokolade, die die zusätzlich herbeigerufene Streife der Landespolizei in seinem Rucksack findet, geklaut hat.*

*Passant*innen, die sich einmischen, werden angeherrscht: Sie hätten gar keine Rechte. “*

Er klagt.

*„Am 28. Februar 2012 entscheidet das Koblenzer Verwaltungsgericht in dieser Sache. Die Richter*innen stellen fest, dass polizeiliche Kontrollen aufgrund der Hautfarbe zulässig sind.“*

Rassistische Normalität in meinem Land.

„Die Zahl der Abschiebungen aus Deutschland ist im Jahr 2011 zum ersten Mal seit fünf Jahren wieder angestiegen – insgesamt knapp 8.000 Menschen waren davon betroffen, insbesondere aus Serbien, der Türkei, dem Kosovo und Mazedonien. Fast jede fünfte Person, die zur Abschiebung in den Kosovo angemeldet wurde, lebte länger als zwölf Jahre in Deutschland – hinzu kommen Kinder unter zwölf Jahren, die hier nicht selten schon geboren sind.

Auch im Jahr 2011 kam es immer wieder zu überfallartigen Nacht- und Nebelabschiebungen von jahrelang ansässigen Flüchtlingsfamilien.“

„Geh weg aus deinem Land, aus deiner Verwandtschaft, aus deinem Elternhaus, in ein Land, dass ich dich sehen lasse!“

„Geh weg aus deiner Verwandtschaft und aus deinem Elternhaus!“

Meine Verwandtschaft, meine Familie. Die auch hinter mir lassen. Von ihnen weg aufbrechen?

Verwandtschaft ist für mich verbunden mit der Frage: Wer ist mir nahe? Wen lasse ich an mich ran? Wem vertraue ich? Bei wem fühle ich mich zu Hause? Wo kann ich mich fallenlassen? Mit wem verbringe ich meine Zeit?

Warum bin ich eigentlich mit meinen Freund*innen befreundet?

Warum? Wir haben ähnlich Interessen. Spielen gerne Handball. Studieren gemeinsam. Mögen guten Wein. Haben den gleichen Humor. Verstehen einander. Sind fasziniert voneinander. Wir tun einander gut.

Und jetzt predige ich zu Rassismus. Die Beschäftigung mit dem Thema hat mich in den letzten Wochen immer wieder gelehrt: Schau auf dich! Rassismus ist nicht (nur) das Problem der „anderen“, der „Betroffenen“. Ich schaue also auf mich und um mich. Und ich stelle erst einmal fest: Fast alle meine Freund*innen sind weiß. Unser Weißsein spielt anscheinend eine Rolle in diesen Freundschaften.

Ich empfinde diesen Satz reflexartig als Vorwurf. Und antworte: „Na und? Das spielt doch keine Rolle. Was hat das mit Rassismus zu tun? Wir sind trotzdem alle verschieden. Was spielt unser Weißsein schon für eine Rolle in unseren Freundschaften?“

Ehrlich gesagt, ich weiß darauf keine Antwort.

Ich frage mich weiter: Warum wird mein Weißsein überhaupt zum Thema?

„Ich denke daran, wie ich unter gesellschaftlichen Bedingungen, geschaffen durch die rassistische Apartheid, aufwuchs; an alle schwarzen Gebiete am Rande der Stadt und ich bin wieder dort, wo Schwarze Weißsein mit dem Schrecklichen, dem Furchteinflößenden, dem Terrorisierenden gleichsetzten. Weiße wurden als Terrorist_innen angesehen, besonders diejenigen, die es wagten in den segregierten Bereich der Schwarzen einzudringen.

Der „offizielle“ Weiße, der über die Schienen kam, war da, um Waren, Bibeln und Versicherungen zu verkaufen. Sie terrorisierten durch ihre wirtschaftliche Ausbeutung.

Was sah ich in den durchdringenden Blicken dieser Weißen Männer, die unsere Türschwellen überschritten und die mir angst machten? Verstanden sie überhaupt wie befremdend ihre „Weißheit“ in unseren Wohnzimmern wirkte, wie bedrohlich? Begaben sie sich auf ihre Reise über die Schienen

mit derselben „Abenteuerlust“, die andere Weiße nach Afrika und Asien trieb, zu jenen mysteriösen Orten, die sie eines Tages „Dritte Welt“ nennen würden? Kamen sie in unsere Häuser, um den anderen von Angesicht zu Angesicht zu treffen und die Rolle des Kolonisierenden zu spielen, um uns auf unserem ureigenen Gebiet zu beherrschen?

Ihre Gegenwart jagte mir Furcht ein.

Angesichts des nicht vorhandene Zugangs zu weißer Lebenswirklichkeit lernte ich schon als Kind, dass es – um „sicher“ zu sein – wichtig war, die Macht des Weißseins zu erkennen, ja sie zu fürchten und jede Begegnung mit ihr zu vermeiden. Es war nichts schreckliches daran, dass dieses Wissen als Überlebensstrategie miteinander geteilt wurde.

Obwohl es lange her ist, dass ich diesen Weg hinter mich brachte, bleibt diese Assoziation von Weißsein mit Terror und dem Terrorisierenden doch bestehen. Wenngleich ich mich in Zusammenhängen bewege und lebe, in denen mich Weißsein umgibt, stellt sich kein beruhigendes Gefühl ein, das diesen Terrorismus verschwinden lässt. Alle Schwarzen in den vereinigten Staaten, gleichgültig welcher Klasse oder politischen Richtung sie angehören, leben mit der Möglichkeit, vom Weißsein terrorisiert zu werden.“

Erinnerungen und Gedanken von Bell Hooks

Ich übe weißen Terror aus. Ich merke es nicht einmal.

Weißsein ist nicht neutral. Ich habe eine Hautfarbe.

Und diese Hautfarbe ist für sehr viele Menschen mit Terror verknüpft.

Was bedeutet es weiß zu sein? Was ist es, was ich mit anderen Weißen gemein habe? Was heißt es für mich weiß zu sein? Wie strukturiert mein Weißsein meinen Lebensweg?

Weiß zu sein bedeutet nicht nur, nicht weißem Terror ausgesetzt zu sein, nicht nur nicht benachteiligt zu werden.

Das Gegenstück zur Benachteiligung Schwarzer Menschen oder People of Color sind die Bevorzugungen, die Privilegien weißer Menschen.

Die weiße Wissenschaftlerin Peggy McIntosh vergleicht weiße Privilegien mit einem unsichtbaren, federleichten Rucksack. Ein federleichter Rucksack voller „Zugangsberechtigungen, Landkarten, Pässen, Codebüchern, Visas, Kleidungsstücken, Werkzeugen und Blankoschecks.“

Hast du weiße Privilegien?

1. Wenn ich ein Bankdarlehen aufnehmen will, kann ich darauf zählen, dass die Farbe meiner Haut nicht gegen meine finanzielle Glaubwürdigkeit spricht.

2. Wenn ich Pflaster der Farbe "naturell" kaufe, kann ich sicher sein, dass sie in etwa meiner Hautfarbe entsprechen.

3. Ich bin nicht gezwungen mich mit Rassismus zu beschäftigen.

„Geh los! Weg aus deinem Land, aus deiner Verwandtschaft, aus deinem Elternhaus in das Land, das ich dich sehen lasse.“

„Geh los! In das Land, das ich dich sehen lasse.“

Ja, ich möchte losgehen. Aufbrechen.

Du! Lass mich nicht wie ein kolonialer Forscher-Mann aufbrechen. Rassismus und Weißsein. Das ist keine terra incognita zu der wir uns erkennend erobernd aufmachen.

Generationen schwarzer Menschen haben Rassismus erforscht und erlitten. Generationen von People of Color betreiben kritische Weißseinsforschung als Überlebensstrategie.

Du! Lehre mich zuzuhören. Wie Abram, Sarai, Hagar und Lot. Zuhören und aufbrechen. Gib uns den Mut dazu! Mut uns auf die Verunsicherung und Infragestellung einzulassen.

Kann ich Machtverlust als Befreiung fühlen?

Gott, ich kann das nicht alleine! Ich sehne mich nach Menschen, mit denen ich meine Unsicherheiten teilen kann. Die mich korrigieren. Stützen. Menschen, die uns eine Sprache lehren, die Ungerechtigkeiten, Verletzungen auf den Tisch bringt, ohne zu verletzen. Sprache und Menschen mit denen unsere Träume nicht naiv klingen. Träume, die in Gemeinschaft Raum gewinnen.

„Ich werde dich zu einem großen Volk machen und dich segnen und deinen Namen groß machen. Werde so selbst ein Segen! Ich will segnen, die dich segnen; wer dich erniedrigt, den verfluche ich. In dir sollen sich segnen lassen alle Völker der Erde.“

Deine Verheißung für Abram.

Auch ich habe das Bedürfnis nach einer Verheißung. Eine Verheißung, die mich anzieht. Heraus aus meinem Land. Eine Verheißung, die Denkräume öffnet. Offen eine Welt ohne Rassismus zu denken, sie zu träumen, sie zu fühlen. Eine Verheißung auf die wir vertrauen können.

Du, ... Zuhören, gemeinsam aufbrechen, gemeinsam auf dem Weg sein, auf deine Verheißung vertrauen.

Das kann doch nicht reichen!

Gott, gib uns was uns fehlt! Nimm uns, was wir zu viel haben.

Es ist wohl so, wie bei Abram und Sarai: Nur aufzubrechen liegt in unserer Hand.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.